

WOLF SERNO

Das Spiel des
Puppenkönigs

Roman

Droemer

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Copyright © 2008 Droemer Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Collage unter Verwendung
eines Bildes von Corbis

Gestaltung und Herstellung: Josef Gall, Geretsried

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19748-6

2 4 5 3 1

Für mein Rudel:
Micky, Fiedler († 16), Buschmann, Eddi.

Und diesmal besonders für Sumo,
meinen Co-Autor, der mit mir die Wärmematte
in der fußkalten Dichterklause teilte.

Die religiösen Zitate des Romans stammen aus:

DIE BIBEL
Die ganze Heilige Schrift
des Alten und Neuen Testaments
nach der deutschen Uebersetzung
D. Martin Luthers
Siebenundzwanzigster Abdruck
Gedruckt und verlegt von
B. G. Teubner in Leipzig, 1877

*

Die jiddischen Schreibungen und Zitate des Romans
stammen aus:

Jiddisch – Eine kleine Enzyklopädie
von
Leo Rosten
Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2002

*

Die verwendeten Zeilen aus der
Odysee
stammen aus einer Übersetzung von
Roland Hampe
Verlag: Philipp Reclam jun. Stuttgart

*»... doch das stärkste Gift
wohnt einem Gewächs inne,
das weder Pilz noch Kraut ist,
weder Moos noch Farn:*

*Es ist ein Baum,
ein turmhoher Riese,
der auf den malaiischen Inseln
gedeiht – der Upas-Baum.*

*Man sagt, jeder Vogel,
der durch seine
giftgeschwängerte Krone fliegt,
fällt herab, und kein Tier,
auch nicht der Mensch,
kann sich ihm auf zehn Schritte
näher, ohne sofort
den Tod zu erleiden.«*

*Johann Philipp Harsleben,
Apotecarius zu Potsdam*

DIE WICHTIGSTEN PERSONEN
IN DER REIHENFOLGE IHRES AUFTRITTS:

Julius Klingenthal
Bauchredner und »Puppenkönig«

Friedrich der Große*
König von Preußen

Strützky*
Kammerhusar bei Hofe

Hans von Reckwitz
Assistent von Friedrichs Leibarzt Prof. Selle

Elsa Siebold
Hebamme in Potsdam

Anni
Magd im Palais Chattemont

Alena
Klagefrau; Klingenthals Geliebte

Doktor Korn, genannt »Körnchen«
Arzt im Viertel

Madame de Chattemont
Gründerin des Collegium Artis in Potsdam

Göttsche
Madames Kutscher

Ludolf
Diener im Palais Chattemont

Graf Söderborg
Spion; Mitglied des Collegiums

Johann Georg Pfund*
Kutscher Friedrichs des Großen

Girolamo Marchese Lucchesini*
Vertrauter und Freund Friedrichs des Großen

Fürst Katusow
Garde-Obrist, Spion; Mitglied des Collegiums

Hartmut von der Eich
Kammerjunker bei Hofe

Wilhelm von Karst
Kammerjunker bei Hofe

Professor Doktor Selle*
Leibarzt Friedrichs des Großen

Charles Dantal*
Vorleser Friedrichs des Großen

Ehrenfried Quantz
*Flötenspieler; Neffe des Johann J. Quantz**

Generalmajor von Abraham · Geheimrat von Karius
Timothy Harrington · Gerard Adam
Mitglieder des Collegiums

Johann Philipp Harsleben*
Apotheker in Potsdam

Pilâtre de Rozier*
Konstrukteur von Luftschiffen

Die mit einem * gekennzeichneten Personen haben tatsächlich gelebt.

Wenig später, nachdem er seine Puppen wieder in die Stube gebracht hatte, war Klingenthal auf dem Weg nach Potsdam. Es war ungewohnt für ihn, allein zu marschieren, ohne Karren und ohne seine Lieblinge, doch hatte das auch sein Gutes, denn es war heiß an diesem Tag, die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel herab, und er geriet gehörig ins Schwitzen. Der Schwanenwirt mit seiner Regenprophetie hatte sich gründlich geirrt. Klingenthal musste lächeln. Noch immer hatte er den Brustton der Überzeugung im Ohr, mit dem der Wirt seine Voraussage gemacht hatte. Nun ja, jeder irrte sich früher oder später einmal, das war nur menschlich. Allerdings kam es darauf an, wie entscheidend der Irrtum war – das wusste niemand besser als Klingenthal selbst, denn im letzten November war er einem katastrophalen Irrglauben aufgesessen. Er hatte geglaubt, nein, er war sicher gewesen, dass er und Alena keine Zukunft haben würden. Alena ... Er sah sie genau vor sich, besonders ihre Augen. Es waren schwarze Augen von ganz eigener Faszination, denn wer in sie hineinsah, hatte das Gefühl, sie wären in der Lage, alles auszudrücken, was ein Gemüt bewegt: Sie konnten jubeln und trauern, lieben und hassen, streiten und schlichten, loben und tadeln, schwatzen und schweigen – das alles und noch viel mehr konnten sie, je nachdem, wie ihrer Besitzerin zumute war. Ja, Alenas Augen waren so außergewöhnlich, dass man ihr übriges Gesicht erst auf den zweiten Blick beachtete, obwohl auch

dieses von besonderem Reiz war: die Nase fein und gerade, der Mund weich und geschwungen, wobei Letzterer durchaus imstande war, die Sprache der Augen tatkräftig zu unterstützen.

Alena hatte die Sprache ihrer Augen zu ihrem Beruf gemacht, denn sie schlug sich als Klagefrau durchs Leben. Sie spendete den Hinterbliebenen Trost, sprach mit ihnen, sang mit ihnen, betete mit ihnen – und weinte mit ihnen in einer so herzzerreißenden, anrührenden Art, dass jeder sich am Ende gestärkt fühlte. Wie auf Bestellung war sie zu jeder Art von Gefühlsausbruch fähig.

Und genau das hatte Klingenthal gestört. Er war sich nie sicher gewesen, welche Alena er gerade vor sich hatte: die leidenschaftlich Liebende oder die Klagefrau. Dabei hätte er nur auf sein Herz hören müssen. Wie töricht war er gewesen, wie töt...!

Er schrak zusammen, ein Reiter preschte an ihm vorbei, Knechte und Landfrauen kamen ihm entgegen, die Straße belebte sich. Er zwang seine Gedanken wieder in die Gegenwart und spähte nach vorn. Eine Brücke rückte in sein Gesichtsfeld. Ob das die Glienicker Brücke war? In jedem Fall handelte es sich um eine Holzkonstruktion, die über den Havelstrom führte und die, er sah es mit Schrecken, nicht ohne weiteres zu passieren war, denn ein Schlagbaum mit Wachtposten versperrte den Übergang.

»Wohin des Wegs?«, fragte der Posten militärisch knapp.

Klingenthal zögerte kurz, ob er sein Ziel angeben sollte, entschloss sich aber dann, es mit der Wahrheit zu versuchen. Er entbot die Tageszeit und sagte, er wolle nach Sanssouci, um wegen eines privaten Anliegens vor den König zu treten.

Der Posten schien nicht weiter erstaunt. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht irgendwelche Bittgesuche an den Kö-

nig gerichtet wurden, auch wenn dies meistens schriftlich und nicht persönlich geschah. »Soviel ich weiß, ist der König heute nicht in Sanssouci«, sagte er. »Er weilt im Potsdamer Schloss.«

»Vielen Dank für die Auskunft«, sagte Klingenthal angenehm berührt. Es schien auf dieser Welt auch Posten zu geben, die freundlich waren. »Welchen Weg nehme ich da am besten?«

Der Posten öffnete den Schlagbaum. »Am besten, Er geht die Straße einfach weiter geradeaus, immer nach Südosten, bis zum Berliner Tor, dann nach Potsdam hinein und direkt zum Alten Markt, da ist das Stadtschloss.«

Klingenthal bedankte sich nochmals und machte sich auf den Weg. Linker Hand floss die Havel, glitzernd und blau, begrenzt von sattgrünen Uferböschungen, befahren von rahgetakelten Kähnen, die emsig Lasten transportierten. Er genoss den friedvollen Anblick und musste an den Schiffer denken, der mit den anderen Puppen im *Weißem Schwan* geblieben war. Wie es ihnen wohl erging ohne ihren Meister?

Auch der Posten am Berliner Tor ließ ihn anstandslos passieren, was Klingenthal zum Anlass nahm, rasch auszusprechen, ehe der Mann es sich anders überlegte. Kurz darauf tauchten links und rechts mehrstöckige Bauten auf, Bürgerhäuser, aber auch Kasernen – steinerne Zeugnisse dafür, dass Potsdam eine Garnisonsstadt war. Klingenthal ließ den Blick schweifen und konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, zu seltsam war der Anblick, der sich ihm bot: Die meisten Häuser waren mit Figuren, Putten und Tieren geschmückt, von denen es mehr auf den Dächern zu geben schien als Spaziergänger auf den Straßen. Noch amüsanter kam ihm die traute Eintracht vor, in der die unterschiedlichsten Dinge an den Fassaden auftauchten: Da gab es Sol-

datenhosen, die an korinthischen Wandpfeilern zum Trocknen aushingen, Dreispitze, die zum Lüften über Marmorvasen gestülpt waren, oder auch mal, der Abwechslung wegen, einen einsamen Stiefel, der in blankgewichster Schwärze auf einem Fenstersims stand. Damit nicht genug, begegneten ihm mehrere Bierschilder, die von einer mit Halbgöttern beladenen Mauer herübergrüßten, gefolgt von einem windschiefen Tabakschild, das zum Schnupfen von echtem *Mascarol* aus Sevilla aufforderte. Die Potsdamer, ob Soldaten oder Bürger, schienen ein unbekümmertes Verhältnis zur Baukunst zu haben.

Klingenthal ging weiter und gelangte wie von selbst zum Alten Markt, der umrahmt war von prächtigen Bauten, darunter der Nikolai-Kirche, dem Rathaus und dem Barini-Palast. In der Mitte befand sich der große Obelisk und an der Südseite das Tor zu Friedrichs Stadtschloss. Es war ein schönes Tor – aber ebenfalls von Posten bewacht.

Da Klingenthal sein Glück nicht überstrapazieren wollte, dachte er, es gäbe vielleicht einen Einlass ohne Bewachung, wanderte die Schloßstraße hinunter, umrundete die gesamte Anlage und gelangte zum Paradeplatz, wo in diesem Augenblick die Leibgarde des Königs exerzierte. Die Männer des *Regiments Garde du Corps* verstanden ihr Handwerk, das sah ein Blinder mit dem Krückstock, und auch Klingenthal, der seit seiner Soldatenzeit nichts mehr mit dem Militär zu tun gehabt hatte, entging es nicht. Er war so vertieft in den Anblick von präzisiertem Gleichschritt, exakten Schwenks und präsentierten Gewehren, dass er zwei Offiziere, die hinter ihn getreten waren, gar nicht bemerkte.

»Na, juckt's Ihnen in den Hacken?«, fragte der eine Leutnant.

Klingenthal fuhr herum.

»Oder juckt's Ihn in den Händen?«, fragte der andere Leutnant.

»Um Gottes willen, nein«, rief Klingenthal erschrocken. »Meine Herren, ich ... ich ...«

»Wo juckt's Ihn denn?«, fragte der eine Leutnant.

»Wenn's Ihn nicht in den Hacken und Händen juckt?«, fragte der andere Leutnant.

Beide Offiziere grinsten und schienen bester Laune zu sein. Klingenthal merkte allmählich, dass sie nichts Böses im Schilde führten und sich nur einen Spaß daraus machten, ihn auf den Arm zu nehmen. Er fasste sich ein Herz und sagte: »Ich möchte zum König.«

»Das möchten viele«, sagte der eine Leutnant.

»Aber den wenigsten gelingt es«, sagte der andere Leutnant.

»Das ist mir klar. Aber bei mir liegt ein besonderer Notfall vor.«

»Das höre ich nicht zum ersten Mal«, sagte der eine Leutnant.

»Und sicher auch nicht zum letzten Mal«, sagte der andere Leutnant.

»Es ist wirklich dringend. Es heißt, dass König Friedrich ein vielbeschäftigter Mann ist, es heißt aber auch, dass er der erste Diener seines Staates ist. Als unbescholtener Mann aus dem Volk bitte ich um eine kurze Audienz. Wenn Ihr, meine Herren, mir dazu verhelfen könntet, wäre ich Euch sehr verbunden.«

»Er hat Glück«, sagte der eine Leutnant, ernst werdend.

»Um nicht zu sagen, unglaublichen Duse!«, sagte der andere Leutnant, ebenfalls ernst werdend. »Der König weilt zurzeit im Lustgarten, nur hundert Schritte von hier ent-

fernt. Er spricht mit einem seiner Gärtner, und wie es scheint, hat er einen extra-gnädigen Tag.«

»Weshalb auch wir heute extra-gnädig sind«, sagte der andere Leutnant. »Hat Er Papiere dabei, mit denen Er sich legitimieren kann?«

Klingenthal zog seinen Pass und einige Referenzen hervor.

Die Offiziere studierten alle Unterlagen sorgfältig und schienen es lustig zu finden, dass jemand sein Geld mit der Bauchrednerie verdiente. »Es gibt nichts zu beanstanden«, sagte der eine Leutnant.

»Um nicht zu sagen, es ist alles in Ordnung«, sagte der andere Leutnant. »Immer geradeaus, dann kann Er den König nicht verfehlen.«

Klingenthal sträubte sich. Sosehr er sich wünschte, sein Geld zurückzubekommen, so sehr fühlte er plötzlich Unsicherheit in sich aufsteigen. Der König hatte bestimmt andere Sorgen, als sich mit den Problemen eines Puppenspielers zu befassen. »Verzeihung, ich glaube nicht, dass Seine Majestät mich anhören will«, sagte er.

Statt einer Antwort traten die beiden Offiziere neben ihn. Der eine Leutnant nahm ihn beim linken Arm, der andere Leutnant nahm ihn beim rechten Arm. Es blieb Klingenthal nichts anderes übrig, als mit ihnen zu gehen. Sie führten ihn auf einen von Eibenhecken gesäumten Weg, dessen Ende von einem Tulpenbaum markiert wurde. Vor dem Baum stand ein Gärtner, und neben ihm stand, kein Zweifel, Friedrich der Große. Beide drehten den Ankömmlingen den Rücken zu, angeregt in ein Gespräch vertieft.

Die beiden Offiziere blieben in einigem Abstand mit Klingenthal stehen. Sie ließen ihn los. »Stillgestanden!«, befahl der eine Leutnant.

Klingenthal verharrte wie ein Ölgötze.

»Rechten Fuß vor«, befahl der andere Leutnant.

»Brust heraus, Kopf in die Höhe«, befahl der eine Leutnant.

»Briefe mit der rechten Hand hochhalten«, befahl der andere Leutnant.

»So stehen bleiben«, befahl der eine Leutnant.

»Und warten«, befahl der andere Leutnant.

Kaum hatten die Offiziere das gesagt, gingen sie fort, doch sie sahen sich noch ein paar Mal um, ob Klingenthal auch weiterhin regungslos dastand. Als sie endlich außer Sichtweite waren und Klingenthal schon einen Krampf im Fuß verspürte, wandte der König sich ihm zu. Er war klein von Gestalt, wirkte gebrechlich und stützte sich auf das, was man in feinen Kreisen ein »spanisches Röhrchen« nannte, einen schmalen Gehstock. Der Gärtner bekam einen Befehl und trabte los, um Klingenthals hochgehaltene Papiere zu holen. Als er sie hatte, gab der König dem Gärtner sein Röhrchen, damit er es halte, und begann Klingenthals Pass und Referenzen zu lesen.

Klingenthal stand weiterhin da wie eine Vogelscheuche und wagte nicht, sich zu rühren.

Endlich schien der König sein Studium beendet zu haben, er blickte auf und bedeutete Klingenthal, er möge näher treten. Klingenthal gehorchte. Langsam, um einen gemessenen Schritt bemüht, ging er auf den König zu, blieb in gebührendem Abstand stehen und verbeugte sich tief.

»Er ist gestern am 25. August 1783 nach Berlin gekommen«, sagte der König. Es war mehr eine Feststellung als eine Frage. »Er hat Referenzen als Puppenspieler. Wo sind die Puppen?«

»Die Puppen sind in Berlin, Eure Majestät.«

»Was will Er von mir, wenn Seine Puppen in Berlin sind?« Friedrichs Stimme klang leicht ungeduldig.

Klingenthal musste an den Schwanenwirt denken, der ihn vor langem Geschwafel, Drumherumgerede und Fickfackereien gewarnt hatte. Deshalb ging er nicht auf die Frage ein, sondern sagte ohne Umschweife: »Man hat mir im Packhof von Berlin mein Geld genommen, weil ich keine preußische Münze mit mir führte.« Dann erklärte er nach bestem Wissen und Gewissen den ganzen Vorgang und endete mit dem Satz: »Ich bitte Eure Majestät um Gerechtigkeit.«

»So, tut Er das«, sagte Friedrich, griff in die Tasche seines abgetragenen Uniformrocks, holte umständlich eine Portion losen Schnupftabaks hervor, nahm noch umständlicher eine Prise und nieste krachend. »Das ist gut für den Schlagfluss und gut fürs Gedächtnis«, sagte er wie zu sich selbst. Der Vorgang wiederholte sich. Abermals ein krachendes Niesen. Klingenthal sah mit Erstaunen, dass des Königs Rock schon zahllose Spuren dieser Entladungen aufwies, wie überhaupt festzustellen war, dass der Herrscher Preußens nicht gerade aussah, als käme er frisch aus der Kleiderkammer. Sein Dreispitz war an den Ecken abgestoßen, und die Stiefel waren staubig und verschmutzt. Das Einzige, was strahlend glänzte, waren der Schwarze-Adler-Orden auf der Brust und die Augen im Gesicht. Es waren blaue Augen, klar und hervorstehend, so hervorstehend, als wollten sie jedermann durchdringen und die Wahrheit erforschen. »Wie alt ist Er?«, fragte Friedrich.

»Siebenundvierzig, Majestät.«

»Er sieht jünger aus.«

»Jawohl, Eure Majestät, danke!«

»Hat Er gedient?«

Auf diese Frage war Klingenthal vorbereitet. »Jawohl,

Eure Majestät, ich kämpfte als Infanterist in der Schlacht von Freiberg.«

»Aha.« Die großen blauen Augen fixierten Klingenthal. »Wann war die Schlacht, wo war die Schlacht, und wer gewann die Schlacht?«

Klingenthal antwortete in strammem Ton: »Am 29. Oktober 1762, Eure Majestät, es war ein Freitag, ich weiß es noch wie heute. Freiberg liegt in Sachsen, und wir feierten den endgültigen Sieg über die Österreicher.«

»So, so, und in welchem Regiment war Er?«

»In einem Freikorps, Majestät. Die Freikorps wurden von Eurem Bruder Heinrich, Seiner Hoheit dem Prinzen von Preußen, geführt.«

»In welchem Freikorps war Er?«

»Im Freikorps von Kleist, Majestät.«

»Hm, hm.« Friedrich schien mit den Antworten zufrieden zu sein. Dennoch musste ihn ein Restzweifel plagen, denn er stellte eine letzte Frage: »Welche seltsame Angewohnheit hatte der Kommandeur von Kleist, bevor er in die Schlacht zog?«

Klingenthal gestattete sich ein Lächeln. »Er ließ das gesamte Korps in Reih und Glied antreten, ritt vor die Front, stieg ab und begann in aller Ruhe, sich zu rasieren. Danach nahm er die Barbierschüssel mit dem Schaumwasser und den Bartstoppeln und kippte sie aus. Dazu rief er: ›Möge der Feind darin ersaufen, und nun: auf, auf, meine Kinder!««

Friedrich nickte. »Er hat gedient, ich glaube es. Und ich glaube Ihm auch, dass man Ihm in Berlin seine Münze genommen hat.«

»Jawohl, Sire«, sagte Klingenthal froh.

Friedrich stutzte und runzelte die Stirn. »Hat Er mich

eben ›Sire‹ genannt? Spricht Er am Ende französisch? *Tu parles français?*«

»*Oui, Sire, certainement, mais je ne le parle pas depuis longtemps.*«

»Dann wollen wir weiter so sprechen«, sagte Friedrich auf Französisch. »Deutsch ist die Sprache der Knechte und Bauern, daran ändern auch Schmierer und Tintenkleckser wie dieser Geheimrat Goethe nichts. Wohlan, es ist wahr, dass die Batzen in meinem Lande nicht gelten, aber im Packhof hätte man Ihm die Batzen versiegeln müssen, damit Er sie nach Thüringen schicken und sich dafür andere Sorten geben lassen konnte. Das wäre korrekt gewesen. Nun, gebe Er sich zufrieden, Er wird sein Geld zurückerhalten.«

»*Merci bien, Sire*«, sagte Klingenthal glücklich und wollte fragen, wie das geschehen solle, doch in diesem Augenblick schlug die Turmuhr der Garnisonkirche ein Mal, und Friedrich wandte sich zum Gehen. »Ich muss fort«, sagte er, »sie warten mit der Suppe auf mich.«

Klingenthal blieb zurück und hatte den Eindruck, das Ganze wäre nur ein Spuk gewesen. Wo eben noch der Alte Fritz gestanden hatte, war jetzt Leere. Leere überall, kein Mensch war mehr zu sehen im Lustgarten. Klingenthal setzte sich auf eine Bank und wartete. Nichts geschah. Konnte es sein, dass der König ihn vergessen hatte? Klingenthal wartete weiter – und blieb weiter mit seinen Fragen allein. Gerade wollte er sich wieder erheben, da kam ein Uniformierter aus dem Schloss gelaufen, blickte sich um und herrschte ihn an: »Ist Er der Mann, der mit meinem König im Garten war?«

»Jawohl, der bin ich.«

»Ich bin der Kammerhusar Strützky. Komme Er mit.« Der Husar stürmte voran ins Schloss, so dass Klingenthal

Mühe hatte, ihm zu folgen. Eiligen Schrittes ging es durch verschiedene Säle und Gänge und endete in einem Gemach, in dem sich Pagen, Lakaien und weitere Husaren aufhielten. Ein gedeckter Tisch stand in der Mitte, darauf eine Terrine mit Suppe, ein Rindfleischgericht, eine Portion Peitzer Karpfen mit Gartensalat, eine Portion Wildbret mit Gurkensalat, Brot, Butter, Käse, Früchte, dazu Messer, Gabel, Löffel und blütenweiße Servietten. Alles, was das Herz eines Hungrigen höher schlagen lässt, war vorhanden.

Strützky drängte Klingenthal an den Tisch und zog einen Stuhl heran. »Die Speise, die hier steht, hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen, und ich soll servieren. Nun also, frisch dran!«

Klingenthal setzte sich langsam, den Kopf voller Gedanken. Erst jetzt merkte er, wie erschöpft und hungrig er war. »Ich denke, es ziemt sich nicht, wenn Ihr mich bedient«, sagte er. »Ich komme auch allein zurecht.«

»Guten Appetit«, sagte Strützky unbeirrt und schöpfte Klingenthal einen Teller mit Gemüsesuppe voll.

Klingenthal begann zu essen. Die Suppe war frisch und nahrhaft. Er spürte, wie seine Lebensgeister zurückkehrten.

»Wein oder Bier?«, fragte Strützky. »Zum Fisch würde ich ein gutes Potsdamer Bier empfehlen, zu Rindfleisch und Wildbret eine Bouteille roten Muskatellers.«

Klingenthal winkte höflich ab. Er wollte weder Bier noch Wein trinken, und den Karpfen würde er sowieso nicht essen, obwohl es ihm erlaubt war, Fische, die Schuppen hatten, zu verzehren. Ebenso durfte er Wildbret verspeisen, soweit es sich um Reh oder Hirsch handelte, anders sah es mit Wildschwein aus, denn Schweine, ob wild oder domestiziert, waren in jedem Fall nicht *koscher*. Selbst Rindfleisch, obwohl von Wiederkäuern mit gespaltene Hufen stam-

mend, war abzulehnen, wenn es nicht nach ritueller Vorschrift geschlachtet worden war. So gesehen, konnte er eigentlich gar nichts essen, aber das wiederum wollte er auch nicht. »Bitte nur Wasser und, wenn es geht, etwas von dem Rindfleisch.«

Strützky zuckte mit den Schultern, brachte einen Krug Wasser und legte von dem Rindfleisch vor. Dann stellte er den Karpfen und das Wildbret auf eine Kohlenpfanne und fragte, was er sonst noch für Klingenthal tun könne.

»Nichts, danke.« Klingenthal genoss das zarte Fleisch, die Soße und die dampfenden Kartoffeln dazu und dachte an seinen Gönner, Friedrich den Großen, der so plötzlich verschwunden war und der in diesem Augenblick gewiss dasselbe aß. Der Alte Fritz, das musste er zugeben, war ein großzügiger Gastgeber. Doch würde er in der leidigen Batzen-Angelegenheit ebenso großzügig sein?

»Ist Er derjenige, der mit dem König im Lustgarten war?« In der Tür stand ein kleiner, akkurat gekleideter Mann, dem man schon von weitem den Schreiberling ansah.

Klingenthal bejahte.

»Er soll mit mir zum König kommen.« Der Schreiberling hatte eine näselnde Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

Strützky protestierte: »Aber der Puppenspieler hat ja noch gar nichts gegessen!«

»Na und? *Intendirt* Ihr etwa, Seine Majestät warten zu lassen? Ich darf doch sehr bitten.«

Strützky gab sich geschlagen und musste mit ansehen, wie Klingenthal, im Schlepptau des Schreiberlings, den Raum verließ. Wieder ging es durch Säle und Gänge, bis der Schreiberling schließlich vor einer großen zweiflügeligen Tür stehen blieb, ein andächtiges Gesicht zog und klopfte.

»Entrez!«

Gemeinsam betraten sie einen hohen Raum, offenbar ein Arbeitszimmer, denn ein Schreibtisch stand darin, und dahinter saß – der König. Zu seinen Füßen zwei seiner geliebten Windspiele. »Komme Er näher, Puppenspieler«, befahl Friedrich.

Klingenthal verbeugte sich klopfenden Herzens und tat, wie ihm geheißen.

»Hier hat Er seine Papiere wieder.« Friedrich winkte dem Schreiberling, damit dieser Klingenthal seinen Pass und seine Referenzen zurückgebe. Als das geschehen war, winkte Friedrich abermals, und der Schreiberling übergab ein weiteres Schriftstück.

»Es ist ein *Reskript* an den Packhof, darin ist angewiesen, dass man Ihm seine Batzen in Taler umtausche. Und hier« – Friedrich winkte zum dritten Mal – »ist ein Handgeld für das erlittene Ungemach.«

Der Schreiberling zählte Klingenthal fünf Dukaten und einen Friedrichsdor auf den Tisch, und der König fügte mit unmerklichem Lächeln hinzu: »Der Betrag wird dem Packhofinspektor vom Salär *subtrahirt*.«

Klingenthal wusste kaum, wie ihm geschah, er musste an sich halten, um nicht lauthals loszujubeln. Schließlich stammelte er einen Dank, doch Friedrich schüttelte den Kopf. »Er hat nichts zu danken. Er hat seine Schuldigkeit an Preußen getan, so hat Preußen auch seine Schuldigkeit an Ihm getan. Ich wünsche Ihm alles Gute. Er darf gehen.«

Sich rückwärts bewegend, verließ Klingenthal des Königs Zimmer, verbeugte sich nochmals tief und gelangte auf den Gang. Er ging wie im Traum, vielleicht dreißig Schritte weit, bis er zu einer Abzweigung kam. Sollte er sich nach links oder nach rechts wenden? Von wo war er gekommen? Er

hatte nicht darauf geachtet. Ich muss mich konzentrieren, dachte er, es wäre doch gelacht, wenn ich nicht zurückfände. Wo war eigentlich der Schreiberling? Wahrscheinlich noch beim König. Der König. Ein warmes Gefühl durchströmte Klingenthal. Mochte Friedrich auch knorrig, geizig und bössartig sein, wie viele behaupteten, ungerecht war er nicht!

Klingenthal hielt sich rechts und schaute sich immer wieder um. Marmor, Säulen und Bilder – Bilder, Säulen und Marmor, irgendwie sah alles gleich aus. Egal, er musste nur vorwärtsgehen, dann würde er wie von selbst aus dem Schloss gelangen. Seltsam, dass es hier drinnen genauso menschenleer war wie draußen im Garten. Keine Wachen, keine Diener, nichts.

Sollte er nicht besser zurückgehen und nachfragen? Nein, das wäre zu peinlich. Doch halt, da kam jemand aus einer Seitentür! Klingenthal strebte dem Unbekannten entgegen – und blieb abrupt stehen. Irgendetwas stimmte nicht mit dem Mann. Zwar war er ähnlich gut gekleidet wie der Kammerhusar Strützky, trug Perücke mit Zopf, Rock und Kniehosen, doch glich sein Gebaren eher einem, der die Nacht in der Gosse verbracht hatte. Er schwankte wie ein Rohr im Wind, taumelte, fasste sich an den Leib, krümmte sich, stieß unverständliche Laute aus und sank schlussendlich auf die Knie. Klingenthal war aufs höchste erschrocken. »Wie kann ich Euch helfen?«, rief er.

Die Antwort war ein Keuchen und Röcheln.

Klingenthal dämmerte es langsam, dass der Mann keine Schnapsleiche war, sondern an etwas Ernsterem litt. »Hört Ihr mich? Seht mich an!«

Der Oberkörper des Mannes sackte nach vorn, Klingenthal gelang es gerade noch, selbst auf die Knie zu sinken

und die Gestalt aufzufangen. »Ihr müsst versuchen, tief und gleichmäßig zu atmen, tief und gleichmäßig atmen, hört Ihr?«

Der Mann stöhnte.

Klingenthal griff ihm in die Rockaufschläge, umklammerte ihn, damit er nicht umfalle, doch nun begann der Unbekannte zu zucken, am ganzen Körper zu zucken, und Klingenthal musste, ob er wollte oder nicht, mitzucken. Er kam sich hilflos vor, ratlos, lächerlich wie ein galvanisierter Froschschenkel, und bemühte sich trotzdem, den Leidenden ruhig zu halten. Aber es wollte ihm nicht gelingen, es schien, als entwickle der Mann übermenschliche Kräfte, Kräfte, die ein letztes Mal aufflackerten, bevor sie für immer erloschen.

Und sie erloschen.

Die Muskeln des Mannes erschlafften, der Körper sank in sich zusammen und wurde schwer. Klingenthal konnte ihn nicht mehr halten, er musste ihn zu Boden gleiten lassen.

Da lag der Unbekannte nun.

Klingenthal schloss ihm die Augen und richtete sich, nach Luft ringend, auf. Ein Karussell von Gedanken kreiste in seinem Hirn. Wer war der Tote? Und wie war er zu Tode gekommen? Durch eine infarzierte Ader, ein geplatztes Aneurysma, eine Attacke der Fallsucht? Er wusste es nicht. Um das zu klären, wären eingehende Untersuchungen nötig. Medizinische Untersuchungen, möglichst an einer Universität.

Als Klingenthal so weit mit seinen Überlegungen gediehen war, schoss ihm ein zweiter Schrecken in die Glieder. Er dachte daran, dass er sein Studium hatte abbrechen müssen, weil ihm die Schuld am Tode eines Menschen in die Schuhe

geschoben worden war. Auch hier war ein Mensch zu Tode gekommen, und er, Klingenthal, stand direkt neben der Leiche!

Es würde besser sein, zu gehen, und das möglichst schnell. Nicht auszudenken, wenn man ihn für das Dahinscheiden des Unbekannten verantwortlich machte! Er blickte nach oben und murmelte: »Gott, Dein Name sei gepriesen, Du hast bisher dafür gesorgt, dass außer mir niemand Zeugnis über dieses Geschehnis ablegen kann, bitte Sorge auch dafür, dass es weiterhin so bleibt!« Dann wollte er sich rasch davonmachen, aber irgendetwas war da noch, das ihn daran hinderte, irgendetwas, das ihm seltsam vorkam. Was war es nur? Dann wusste er es.

Der Tote trug Lederhandschuhe.

Daran war eigentlich nichts Ungewöhnliches, doch mindestens zwei Dinge sprachen dagegen: Erstens der heiße Tag und zweitens die Beschaffenheit der Fingerlinge. Es waren einfach gefertigte gelbe Stücke, die nicht zur übrigen Kleidung des Toten passten. Was hatte das zu bedeuten? Klingenthal wusste es nicht, und wenn er es recht bedachte, wollte er es auch nicht wissen. Er wollte endlich hinaus aus dem Schloss, alles andere ging ihn nichts an.

Schnell lief er weiter.